

Wie es in Rußland aussieht.

Ein eben von einem längeren Aufenthalt in Petersburg und Moskau zurückgekehrter schwedischer Geschäftsmann gibt einem Mitarbeiter der „Nya Dagliga Allehanda“ folgende Schilderung der gegenwärtigen Verhältnisse im Jarenreich:

Während zweier Monate habe ich nun in Rußland gewohnt, wo ich mich früher schon wiederholt, und zuletzt im Februar und März dieses Jahres, aufgehalten habe. Der Unterschied zwischen damals und jetzt ist sehr groß. Damals bekam man noch Scheidemünze in Silber und Kupfer — jetzt könnte man keine einzige mehr aufbringen, man bekommt nur Papiercheine bis zum Betrage von 10 Kopelen herunter zu sehen, die in Format und Aussehen den Briefmarken gleichen, damals konnte man noch Lebensmittel bekommen, wenn auch zu sehr hohen Preisen: jetzt gab es weder Zucker noch Sahne, Brot und Butter nur in sehr geringer Menge und nach unerschönten Anstrengungen — die Geschäfte, die diese Waren veräußerten, waren vom frühen Morgen an von hungrigen Schwärmen belagert, und der Vorrat war gleich erschöpft, so daß die meisten unverrichteter Dinge heimkehren mußten. Fleisch gab es nur zu Preisen, die bloß für die Allerreichsten zu erwinden waren, und vier Tage in der Woche war es absolut verboten: für ein Stück Fleisch, das aus einer wässrigen Suppe und einem minimalen Fleischstückchen bestand, mußte man in einem gewöhnlichen Restaurant 5 Rubel bezahlen — der Preis für eine solche Mahlzeit war vor dem Kriege 70—80 Kopelen. Fisch kam nur in der Theorie vor: wenn man für hohen Preis eine Portion erworben hatte, war sie in der Regel ungenießbar. Für ein Automobil vom finnländischen Bahnhof zum Newski bezahlte ich 15 Rubel — vor dem Kriege, als noch Logameter in Gebrauch waren, kostete dieselbe Fahrt 2 Rubel — und man mußte noch dankbar sein, überhaupt ein Fuhrwerk zu bekommen. Ein ganz einfaches, nach schwedischen Begriffen sogar dürftiges Hotelzimmer kostete 11 Rubel und alles andere im selben Verhältnis.

Die Straßen wimmelten denn auch von Bettlern, meist Kriegsinvaliden. Diese armen Leute sollen, nach dem, was ich von völlig zuverlässiger Seite hörte, 3 — sage drei — Rubel im Monat als Unterstützung erhalten. Wie es möglich ist, sein Leben mit dieser Summe zu fristen, geht über meine Begriffe. Die Zivilbevölkerung war unheimlich anziehend — zerlumpte, ausgehungerte Gestalten, die sich beschäftigungslos durch die Straßen schleppten. Man sah viele neu einberufene Soldaten auf dem Wege zur Front, aber keine jungen Männer unter ihnen; man scheint ein gut Stück in die höheren Altersklassen hinaufgekommen zu sein. Und was für Soldaten! Ich will nicht davon reden, wie die Uniformen ausfielen — mir ist, als atmete ich noch den Gestank von Schmutz und Kot ein, den diese armen Teufel mit sich führten! Man kann sich ungefähr denken, mit welchen Gefühlen sie in den Krieg hinausjagen — etwas anderes konnten sie schwerlich ausdrücken als Follen. Nach dem zu urteilen, was man von ihren Erregnissen sah, die auf Straßen und Plätzen vor sich gingen, waren sie ganz wie betäubt und völlig unempfänglich für die soldatische Ausbildung, die ihnen hier gegeben werden konnte.

Ihre Gefühle gegenüber dem Kriege werden von allen Gesellschaftsklassen geteilt. Wenn man seiner Zeit in Deutschland das Schlagwort „Gott strafe England“ hörte, so hatte dieses erst jetzt hier sein Vorkommen bekommen. Ein sehr eingeweihter Freund erzählte mir offen, daß England sich alles hat verstanden lassen, was es nur an Wertvollem im Lande gibt, Eisenbahnen, Bergwerke, Wälder, alles, alles. Und es ist England, das das todmüde Land zwingt, den Krieg fortzusetzen.

Das Geschäftsleben hat so gut wie aufgehört. Nur mitgebrachte Waren können verkauft werden, denn die Warentransporte sind fast ganz eingestellt, weil alle Verkehrsmittel für militärische Zwecke in Anspruch genommen sind. Wenn ich an diese zwei Monate zurückdenke, ist es mir völlig unfassbar, wie das Volk diese Existenz nur aushalten kann und wie das Land noch Bestand hat. Obwohl ich in der glücklichen Lage war, nicht allzu genau auf das Geld zu achten, das ich für mein Essen ausgab, zog ich mir eine ernsthafte Erkrankung zu: die Dysenterie, deren Ursache nach dem Ausspruch eines finnländischen Arztes einzig die schlechte Ernährung war.

Es war vollständig unmöglich, auch für den, der noch so sehr in Petersburg und Moskau heimisch ist, diese Städte wiederzuerkennen — mir fehlen die Worte, um zu beschreiben, wie es jetzt dort aussieht. Nur das will ich gesagt haben, daß die Not und das Elend in allen Formen dort noch viel, viel schlimmer sind, als irgend jemand sich das aus der Entfernung vorstellen kann.

Kleines Feuilleton.

Der künstliche Arm für Kopfarbeiter.

Der Verein Deutscher Ingenieure hat sich in der Frage des Armerlages ein großes Verdienst erworben. Er hat nicht nur ein

Preisanschreiben für künstlichen Armerlag erlassen, sondern vor allem auch ein sehr segensreiches Zusammenarbeiten von Ärzten und Ingenieuren in dieser Frage herbeigeführt. Ferner hat er die sogenannte Kräfte für Erfindungen, die unter der Leitung von Professor Schleginger steht, ins Leben gerufen. Bei den Arbeiten dieser Kräfte zeigte es sich, daß brauchbare und entwicklungsfähige Armergeräte deutschen Ursprungs vorhanden sind, die mit Hilfe von Einlagerungen verschiedener Art Arbeitsverrichtungen der Landwirtschaft und Industrie auszuführen gestatten. Es fehlte aber an einem Kunstarm mit einer willkürlich beweglichen, dem natürlichen Gliede nachgebildeten Hand. Einen solchen Arm, nach seinem Erfinder Carnes-Arm genannt, besaß Amerika. Durch einen Berliner Arzt, der selbst Träger eines solchen Kunstarms ist, wurde die Kräfte mit diesem bekannt. Die weitgehende Untersuchung des Carnes-Arms befestigte immer mehr die Überzeugung, daß es geboten sei, diesen Arm den deutschen Kriegsbedürftigen nutzbar zu machen. Der Arm, der durch Patente der Carnes-Gesellschaft geschützt ist, kostet aber 250 Dollar. Es mußten daher die Patente in Deutschland erst freigegeben werden. Es gelang in kurzer Zeit, ein Bürgerkapital von etwa 1 1/2 Mill. Mark zusammenzubringen. Die Bürgerkapitalisten vereinigten sich dann zu der Gemeinnützigen Gesellschaft für Beschaffung von Ersatzgliedern m. b. H. Die Patente gingen in den Besitz der gemeinnützigen Gesellschaft über. Die Professor Schleginger für die Hauptversammlung des Vereins mitteilte, sind die Arbeiten im vollen Gange, auch hat der Erfinder seinen Bruder als Mitarbeiter am Werke nach Deutschland geschickt.

Dieser Arm ist zurzeit der vollkommenste Ersatz des menschlichen Arms mit seiner willkürlich beweglichen Hand, die sich demnach ohne Zutun der gesunden Glieder bewegen läßt. Insbesondere hat sich der Carnes-Arm für Kopfarbeiter bewährt, die nicht schwere Arbeiten mit der Hand auszuführen haben, aber die alltäglichen Verrichtungen wie Waschen, Räumen, Essen und Trinken, die Bewegungen und Handgriffe beim Schreiben und Lesen ausführen wollen. Auch leichtere Arbeiten, besonders solche, die mehr Geschicklichkeit als Kraft erfordern, sind damit durchführbar. Da die gemeinnützige Gesellschaft den Verkauf des Armes nicht durch die Unkosten zu verteuern gedenkt, die ihr aus dem Erwerb der Patente erwachsen sind, so kann der Arm in Deutschland demnach zu einem Preis abgegeben werden, wie ihn die Militärbehörde für Ersatzarme auswirft. Wahrscheinlich kann schon im Dezember mit der Lieferung fertiger Arme begonnen werden.

Neue Wunder der deutschen Bühnentechnik.

Die neueste technische Errungenschaft, durch welche die außerordentlich großen Fortschritte im technischen Betriebe unserer Bühnen charakterisiert werden, geben fast ausnahmslos von dem Prinzip möglicher Weiterparnis durch Szenen- und Dekorationsausstattung. Schon vor einigen Jahren waren, wie der Bühneningenieur Karl Trompeter in der Zeitschrift „Leber Land und Meer“ ausführt, in den meisten großen deutschen Theatern neben den Versenbühnen auch Drehbühnen und Schiebepfähnen in Gebrauch. Die Versenbühne ist der Tiefe nach in drei gleiche Teile geteilt, die so tief gefenkt werden können, daß man unter ihnen auch die höchste Dekoration zu bergen vermag, sobald man die eine Dekoration vollkommen beseitigen, um gleichzeitig die neuen heranzuziehen zu lassen. Die Schiebepfähne, die neueren Datums ist, ist so konstruiert, daß die Dekoration auf niedrigen, auf Stupelrädern ruhenden Plateaus aufgebaut wird. Diese fahrbaren Plateaus, sogen. Wagen, werden von einem besonderen Seitenraum auf die Bühne gefahren.

Die moderne Bühnenkonstruktion stellt eine Vergrößerung von Versen- und Schiebepfähnen dar. In diesem Fall ist die Schiebepfähne im Unterbau des Bühnenbodens angebracht, sobald die Wagen mit dem fertigen Dekorationsaufbau genau in den Schacht gefahren und dann emporgeschoben und später wieder versenkt werden. Hierdurch wird das sonst für den Nebenbau der Schiebepfähne benötigte Gelände erspart. Neu ist eine zusammenklappbare Drehbühne, die in zusammengeklapptem Zustand durch einen Versenpalt emporgeschoben und auf dem Bühnenfußboden aufgestellt werden kann. Um den für plastische Dekorationen notwendigen Aufbewahrungsraum und damit auch die betreffenden Kosten zu verringern, führte man neuerdings aufklappbare Dekorationsstücke ein, die aus leicht imprägnierten Stoffen hergestellt sind und innerhalb weniger Augenblicke durch Preßluft aufgeblasen werden können. Auf diese Weise verwandeln sich harmlose, in irgend einem Winkel aufzubewahrende Körper im Handumdrehen in riesige Felsblöcke, Bäume, Säulen usw. Neu sind auch doppelseitig benutzbare Kulissen, die auf beiden Seiten verschieden bemalt werden. Der Kinematograph hat bisher nicht die von manchen Seiten erwartete revolutionisierende Umwälzung der Bühnentechnik hervorgebracht, ist aber doch mancherlei Anwendung, so wird er besonders gut bei schwach erhaltenen Bühnenbildern zur Darstellung

von Geistern oder sonstiger beweglicher Wesen, in der Oper z. B. für den Balkentritt, verwendet.

Drei Gramm Radium im Jahre.

Drei Gramm Radium im Jahre — das ist die durchschnittliche Ausbeute an Radium, die ein halbes Duzend Radiumfabriken aus Hunderttausenden von Tonnen Kohlstoff gewinnen! Drei Gramm reines Radium sind es, für deren Gewinnung etwa 25 Menschen das ganze Jahr hindurch täglich neun Stunden arbeiten. Freilich stellt das gewonnene Radium auch einen recht stattlichen Wert dar — kostet es doch weit über eine Million Mark. Ein Gramm Radium wird in den Vereinigten Staaten gegenwärtig mit mehr als hunderttausend Dollar bezahlt. Nicht ganz die Hälfte allen Radiums, das auf der ganzen Erde gewonnen wird, wird in den Vereinigten Staaten hergestellt; dort gibt es drei Radiumfabriken: eine in Lansdowne in der Nähe von Philadelphia, eine in Pittsburg und eine in Denver (Colorado). Das Verfahren, nach dem die Amerikaner das Radium aus dem Kohlstoff gewinnen, stammt von dem Physiker der Landesuniversität von Pennsylvania, Prof. Rutherford. Der Ausgangsstoff ist dabei Carnet, ein gelber, erdiger Stoff, der in Colorado und an einem Orte in Südaustralien vorkommt. Prof. Rutherford hat nach dreijährigen Versuchen seine Art der Radiumgewinnung so weit gefördert, daß sie für die dauernde Anwendung brauchbar war. Er hat sie deswegen an eine chemische Gesellschaft für Radiumgewinnung verkauft, die die Radiumfabrik in Lansdowne betreibt. Auch die anderen beiden amerikanischen Radiumfabriken arbeiten nach dem Verfahren Rutherford. Worauf es beruht, wird als Fabriksgeheimnis sorgsam gehütet.

Die Entdeckung eines Sumpfwolkes in Südafrika.

In Stockholm ist soeben ein neuer Band des Berichtes über die schwedische Rhodessa-Kongo-Expedition erschienen, die Graf Eric von Rosen und Prof. Fries im Jahre 1911 unternommen haben, und dieser bringt die volkstümlichen Ergebnisse behandelnde Teil des bedeutenden Reisetagebuches, das die interessantesten zu sein. Er enthält die Lösung eines Rätsels, das die Afrikaforscher seit Jahrzehnten beschäftigt hat. In einer Gegend, die noch kein Weiher betreten hatte — Livingston war ihr am nächsten gekommen — hat Graf Rosen ein Sumpfwolk entdeckt, über das bisher nur phantastische Angaben vorlagen, deren unzuverlässige Quellen benachbarte Völker waren. Es handelt sich um das Volk der Watwa, das in Rhodessia, nicht weit vom Bangweulo-See, in einem Gebiete haust, das von ungeheurer ausgedehnten Sümpfen bedeckt ist. Graf Rosen hat zwei Monate darauf verwendet, dieses unbekanntes Volk zu studieren und gibt in seinem Reisetagebuch an Hand zahlreicher Aufnahmen einen guten Überblick über alles Wissenswerte über die Kultur, Wohnungsbau, Hausgeräte, Kleidung, Schmuck, Jagd und Fischfang, Speise und Getränke, sowie Genusmittel, über Feste und Aufbarkeiten, die Verteilung der Arbeit unter den Frauen usw. Das Volk der Watwa, dem die Fabel Schwimmbäume zuzuschreiben, führt in seinen Sümpfen ein amphibisches unstetes Leben; die Mütter werden auf winzigen natürlichen Inseln im Sumpfe angelegt, oft aber müssen auch künstliche Inseln gebaut werden, die aus Schilf und Papyrus geschaffen werden, woraus dann halb schwimmende Wohnstätten entstehen. Graf Rosen ist der Meinung, dieses Volkes nachzugehen und meint der Ansicht zu sein, daß man ein Riesingsvolk vor sich habe, das aus einem ursprünglichen, den Bushmännern ähnlichen Volke und einem höher stehenden, vom Westen eingebrungenen Stammes entstanden ist. Wahrscheinlich ist das Riesingsvolk auf der Flucht vor stärkeren nachdrängenden Völkern in das Sumpfgelände gelangt und hat verstanden, sich den neuen Lebensbedingungen anzupassen. Weiter im Süden, in der Gegend der Eisenbahnhaltestelle Abafra ist Graf Rosen auf Reste einer Regentfledermaus gekommen, die aus dem dritten Jahrgang vor unserer Zeitrechnung stammt. Allem Anschein nach war es eine Siedelung der unmittelbaren Vorfahren des Watwawolkes.

Notizen.

Physikalische Weihnachtsvorlesungen für die Jugend. In der Urania hält Prof. Donath drei leicht fassliche Experimentvorlesungen für die heranwachsende Jugend, am Mittwoch, den 27. „Optische Erscheinungen“, Freitag, den 29. „Versuche mit der Luftpumpe“, Sonnabend, den 30. „Versuche über den Blitz“. Beginn 5 Uhr.

Der zweitreichste Mann Deutschlands. Nach seinem Vermögen und Einkommen nahm der verstorbene Fürst Fendel von Dannerstadt unter den Privatpersonen in Deutschland nächst Frau Bertha Krupp von Bohlen die zweite Stelle ein. Es belief sich sein Vermögen im Jahre 1908 bereits auf 187 Millionen und dürfte 1910 die Höhe von 197 Millionen erreicht haben. Was sein Einkommen angeht, so bezifferte es sich 1909 auf 12 Millionen Mark im Jahre.

Ums Menschentum.

Ein Schiller-Roman von Walter von Mola.

„Aber Seine Begrüßungsansprache an die kaiserliche Majestät muß sich gewaschen haben; das wollen wir Ihnen raten! Ich will bald das Konzept sehen. Es muß Temperament drin sein, Feuer und viel Wissenschaft! Der Josephus soll Augen machen, wie geschickt wir sind! Er hat auch Auge Leute in Wien; die müssen alle vor Uns auf dem Bauch liegen. — Mich müßte Ihr natürlich erwähnen! Vergesse nicht, daß ich alles geschaffen hab' und daß dazu ein Kopf gehört, der mehr wert ist als die andern, die nachfolgen. Ihr wisst schon!“ Er tätschelte des andern Arm und vergaß, daß seine Anstalt selbst eine Nachahmung andrer wäre. „Meine Gnad' wird dafür nicht ausbleiben, Herr Professor! Ich schätze ihn sehr! Will Er heiraten? Ich hätt' jemanben...“

„Wollen, herzogliche Durchlaucht, mir die Gnade vorerkennen! Wenn ich eine Herzogsgeliebte wähle, so wähle ich sie selbst; denn es ist das anders und bleibender bei uns gewöhnlichen Menschen.“

„Reinet Er vielleicht auf unsere privaten Verhältnisse anspielen zu müssen?“ Karl Eugen sah seit langem, daß Franziska von Hohenheim unter dem ungelegneten Bunde lichte, der sie vom Genuß des Abendmahles ausschloß und sie menschlichen machte. Die Wit, daß seine eheliche Gemahlin noch nicht sterben wollte — früher war an eine neue Eheschließung nicht zu denken — verband sich nun mit dem Gewissen, das in ihm sittliche Anstalten traf, seit die Philosophie sein gehorsames Stückenpferd sein mußte. Er schrie erbot Professor Abel an: „Meine privaten Verhältnisse gehen Ihnen einen Dred an!“

„Ja, meine bloß, herzogliche Durchlaucht, daß es sich nicht gehörte, daß Sie, aus diesen Gründen, von einem Leben ein Gedicht auf mich machen und mir zusetzen ließen. Das untergräbt den feilschen Gehorsam und paffet drum nicht! Uebrigens, herzogliche Durchlaucht: ich bleibe auch unverheiratet hier und geh' nicht nach Lüdingen.“

Karl Eugen lachte befriedigt, weil er sich verstanden sah. „Sei Er seine Lebzeiten jemand andern; ich bin zu alt dazu

und hab' es ihm wohl vermerkt. Wenn Er da bleibt, ist überhaupt die Sach' erledigt und am Ende.“ Karl Eugen sah den dicken Professor mit Wohlwollen an. „Damit Er wieder gut ist und zur Ruhe, will ich meinen Beamten erlauben, Seiner zuckerhühen Befehlsgesellschaft beizutreten.“ Mit einem gnädigen Augenwink nahm er Abels dankbare Verbengung entgegen. „Tropdem ich die Volksbildung für Unsinn halte!“ Er sah den überlegenen Spott in Abels ergebenem Blick und erinnerte sich gerade noch zur rechten Zeit des eigenen Werts. „Das heißt,“ lenkte er hastig ein, „soweit die Bildung nicht in durchaus gekulten Händen liegt, soweit sie „nebenbei“ betrieben wird und die Geldmittel nicht reichlich vorhanden sind. Halb getan ist nichts getan! Ich hab' jebiel für die Bildung meines Volkes unternommen, daß ich so sprechen darf. Jawohl! Des Danneders Vater, zum Beispiel, ist ein Pferdkecht und wenn sein Sohn auch kein Tänzer wird, wie ich ihm's zuerst vermerkt hab', er wird doch immerhin ein Bildhauer, der sich sehen lassen kann. — Bitte, Herr Professor!“ Er blieb mit einer herausfordernden Handbewegung jäh stehen, weil ihn die Blöße von dorhin noch immer schmerzte. „Der Junsteeg ist ein Lakaiensohn und komponiert die Musik, die wir für die Jöglinge aufführen. Ohne mich hätte er das nie erreicht! Und schließlich: der Schiller! Sag' Er, Professor, warum müssen die Schwaben eigentlich jeden Anlaß mit schlechten Reimen erschlagen? Der Schiller hat sein poetisches Talent, das mir übrigens viel Sorgen macht, auch nur bei mir und durch meine Gnade erlernt!“ Nun hatte er sich wieder selbst beruhigt und legte im Weiterschreiten besriedigt die Hände auf den Rücken.

„Uebrigens: der Schiller wird jetzt froh, der fühlt sich auf einmal; mit dem seiner traurigen Zeit sind wir am Ende. Verspüret Er's auch, Abel? Der Schiller kriegt ein fedes Maulwerk.“

„So? — Ja, ja.“ Abel lachte und wurde schwach vor Sympathie und Freude über die herzogliche Bestätigung seiner eigenen Beobachtungen, „mir scheint auch, er hätt' jetzt offeneren Blick? Nicht wahr? Ich finde das auch.“ Er ging mit geknickten und versteckten Augen, damit sie nur ja nichts verrieten.

„Offenen Blick nennet Er das? Sehr gut! Gestern sagte mir Hauptmann Razmann, daß mich der Schiller nachahmte, wo er nur konnte. Jetzt pag' Er auf, was mir

mit dem Schiller passiert ist! Nachmittags nahm ich mit der Frau Reichsgräfin die Parade ab und sagte gutgelaunt, weil die Kerls schön marschierten, zum Schiller: „Ich höre, Er macht mich gut nach? Also, wenn Er mich erregen kann, sei Er der Herzog und examiniere Er mich einmal.“ Der Frechdachs verdruckte fogleich, ohne sich zu fürchten, meine fürstliche Haltung, klopfte mit dem Stok auf den Boden, wie ich, und fragte mich kurzweg, ohne mit der Stimme zu wackeln, über mathematische Dinge aus, von einem Pythagoras, der was von rechtzeitigen Dreiecken sollt' erfunden haben oder was weiß ich. Ich hab' mich in den Schnidschnaht gefügt und verbrehte Antworten gegeben. Fuhr der Kerl nach in seiner Heftigkeit auf mich los und schreit mich mit meinen eigenen Worten an: „Boß Saferment, Er ist ein Esel!“ Gibt dem Franzese — der Frau Reichsgräfin, meine ich! — den Arm und will mit ihr davonziehen. — Na, ich hab' sie ihm wieder abgenommen, denn was täte er denn damit?“

Karl Eugen lachte und sah gutgelaunt die lange Front des Speisesaales entlang, den der Gartenflügel des Gebäudes enthielt. Professor Abel hatte schärfere Ohren; er schielte zu den Fenstern im obersten Stock, die offen standen und aus denen ferngegedämpfter, doch wüster Lärm drang. Er unterjohete Frij Schillers scharfes Organ und des Kaps wieherndes Gelächter, auch Peterjens Bierbah schrie. Nun erschien ein gestreckter Arm über dem Fensterebord und hielt einen blanken Regen in die Luft gestreckt, hinter ihm wuchsen andere erhobene Arme. Der Wind trug einen vielstimmigen Schrei hernieder:

„Auf, in die böhmischen Wälder!“

Professor Abel zog eilig sein Schnupftuch und winkte heftig nach oben. Wie ein Spul war alles verschwunden: sie hatten den Herzog erkannt!

Der hob den Kopf. „Was war das für ein Geschrei?“ fragte er argwöhnisch.

Professor Abel war die weißgewaschene Unschuld selbst. „Die Sängler werden im Großen Theater, im Opernhaus, üben“, sagte er gefaßt und verwendete dabei, jedoch völlig unnützlich, die Schnupftuchfahne, die er verräterisch in der Hand hielt, für seine Nase. „Die Italiener schreien oft, daß man's bisher hört. Auch gestern war's so!“

(Fortf. folgt.)



